

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser

Erste Liebe

Erzählung

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ERSTE LIEBE

WENN Anna in spätern Jahren wieder nach M. kam, als ihre Eltern längst nicht mehr lebten, ging sie jedesmal den Weg, der einst ihr täglicher Schulweg gewesen war: die aus der Innenstadt kommende Straße führt über den Fluß und verzweigt sich in schmale Gassen, von denen eine, die über einen kleinen baumbestandenen Platz läuft, gerade auf die hohe ziegelrote Hofmauer trifft, hinter der das alte graue Gebäude des Gymnasiums liegt, das an eine gotische Abtei und zugleich an ein Staatsgefängnis erinnert. Der Anblick der alten Schule

weckte in Anna eine Empfindung, die jener gleicht, mit der man am klaren Morgen eines Nachtraums sich erinnert, der trüb, beklemmend und voll spukhafter Wirren, aber auch wunderbarlich süß gewesen war und der, da er in der Tageshelle zerging, in uns eine selige Erleichterung wie nach einer überstandenen Gefahr zurückläßt. Diese Empfindung, die etwa eine große Schauspielerin dazu bewegen könnte, einmal wieder auf jener kleinen Schmierbühne zu spielen, an der sie arm, gedemütigt und voller Glut begonnen hatte, verlockte Anna, die nun glücklich war, immer wieder zum Aufsuchen der alten Wege.

Eines Nachmittags im Spätherbst, als sie wieder vor der alten Schule stand, sah sie an einem der spitzbogigen, vergitterten Fenster das Gesicht eines Mädchens. Es blickte unverwandt mit dem Ausdruck verlorener Schwermut in die Zweige der fast entlaubten Kastanienbäume, von denen Blatt um Blatt sich knisternd löste. Der Anblick des einsamen, traurigen Mädchens, der trübe Tag und der Modergeruch des kupferfarbenen, feuchten Laubes riefen in Anna die Erinnerung an einen Nachmittag im Spätherbst wach, da sie selbst, achtzehnjährig, an jenem Bogenfenster stand, hinter dem der kleine Musiksaal lag, in dem sie an einem ausgespielten Flügel Etüden üben sollte. Sie erinnerte sich plötzlich heftig und deutlich der Stimmung, in der sie sich damals befand, und gleich Bildern eines Films, der auch Stimmen, Gerüche, Farben

und Gefühle wiederzugeben vermöchte, rollte das ganze Erlebnis, das aus jener Stimmung entsprang, durch Annas Gedächtnis.

Sie entsann sich, daß jener Tag so grau war, daß das jenseits des Flusses liegende Museumsgebäude mit seinem ockergelben Verputz (das so aussah, als sei es von innen her durchsonnt), der einzige helle Farbleck in dem Bilde war. Sie sog sich fest an ihm in der unbestimmten Hoffnung, aus ihm Trost zu schöpfen. Aber es schien, als sei ihr an diesem Tage nicht einmal der Anblick eines fernen Schönen gestattet: Nebel stiegen aus dem Wasser und verdeckten das gelbe Haus. Als sei damit auch aus ihrem Leben der letzte Glanz und Schimmer gewichen, versank Anna nun in eine uferlose Traurigkeit, die zugleich Pein und Genuß war, jenes dunkle Gefühl der Wachstumsschmerzen, das wir nicht verstehen, solange wir jung sind und wenn wir es empfinden.

Auf dem Fenstersims lagen würfelig zugeschnittene Holzklötzchen. Sie dienten dazu, zwischen Fenster und Rahmen gelegt zu werden, um das Zufallen der schweren, alten Fensterflügel zu verhindern, wenn sie an feuchten Tagen, der Instrumente wegen, nur auf Spaltweite geöffnet werden durften. Von einem Würfel, man mag ihn drehen, wie man will, kann man nie alle sechs Seiten zugleich sehen; immer die Hälfte bleibt verdeckt. Annas Bewußtsein bemächtigte sich unversehens dieser einfachen Erkenntnis, und da Anna dazu neigte,

aus allen Erscheinungen Stoff für ihre oft wunderbar spekulativen Gedankengänge zu ziehen, so nahm sie den kleinen braungemaserten Würfel zum Anlaß, verzweifelt zu bedenken, daß ein Mensch immer nur die Hälfte eines Gegenstandes, die Hälfte einer Erscheinung wahrnehmen und begreifen könne und daß er also nie dahin gelange, irgendein Ganzes zusammen zu schauen, nicht im Kleinen und nicht im Großen. Daß es Augenblicke gibt, in denen die Dinge durchsichtig werden wie Kristalle und ihr Inneres und das Ganze ihres Seins aufzeigen, bedachte Anna, obwohl sie es schon erlebt hatte, in dieser Stunde nicht. Und weil sie zu jung war, um zu verstehen, daß auch die Kante eines Würfels schon, wenn die Stunde günstig ist, eine Offenbarung der Schönheit und des Sinnes der Welt zu sein vermag, und da sie auch ungeduldig war und mehr wissen wollte, als ihrer Jugend zukam, so schien ihr, als lohne es sich überhaupt nicht, ein Leben auf sich zu nehmen, das nichts als Beschränkung verlangt. Als hätte nicht sie selbst es gedacht, sondern ein unerbittlich strenger Lehrer das Wort von der Beschränkung als Forderung vor sie gestellt, bäumte sie sich maßlos dagegen auf. Beschränkung, Tugend, Frieden, diese Worte hatten für sie den beengenden Geruch des muffigen Salons und der naiven stockfleckigen Erbauungsbücher der alten Tante Karoline. Nie werde ich ein karges, kleines Leben ertragen können, dachte Anna. Freiheit wollte sie und Glut und Leben. Fie-

ber, Wirbel und Sünde würde sie auf sich nehmen, um zu erfahren, was Liebe und was Leidenschaft war. Eindrücke, die sie je empfangen hatte, durcheilten blitzschnell ihren Geist: Musik zum Tode Don Giovannis, der Anblick eines brennenden Baumes, Bilder von Marées, Glut und Duft der Nelkenfelder in einem Park, die Anfangszeilen eines Gedichtes von François Villon «Ich sterbe dürstend an der vollen Quelle, ich, heiß wie Glut», Liebespaare in dunkeln Kähnen auf einem See – eine Sekunde lang vermischte sich all dies zu einem betäubenden Klange, zu einem herzsprengenden Gefühl, das ihr Schmerzen bereitete und heiße Tränen in die Augen trieb.

In diesem Augenblick begann die Stundenglocke zu schellen. Türen flogen auf, Gelaufe und Gelächter erfüllten Gänge und Treppenhäuser. Anna blickte ernüchtert durch die dunkeln Gitterstäbe des Bogenfensters auf den Hof. Sie sah, wie die Schülerinnen in Gruppen durch das Tor eilten, über den baumbestandenen Platz hin sich zerstreuten und schließlich in den Straßen, die zur Innenstadt führten, sich verloren. Als hätte der Wind einen leuchtenden Haufen bunter Blätter aufgewirbelt und davongefegt, lag der Platz vor dem Schulgebäude danach verdüstert und verödet da. Anna sah, daß unter dem Torbogen lange eine dunkle Gestalt offensichtlich wartend stand, und sie erinnerte sich fast mühsam und widerwillig, daß es ihre Freundin Christine war. Langsam ordnete

Anna die Notenhefte, schloß den Flügel und verließ den Musiksaal. Einige Unterklassen hatten noch Stunde. Im Vorübergehen hörte Anna, wie die Quinta im Chor ein französisches Gedicht auf sagte:

L'automne, l'automne! Les haies
Et les arbres sont défeuillés.
A peine quelques rouges baies
Tremblent aux buissons . . .

Während sie die Haupttreppe hinabstieg, quälte sie sich, das verlorene Reimwort zu finden, indem sie die beiden letzten Verszeilen so oft hersagte, bis das fehlende Wort von selbst sich einfügen würde. Doch erst, als sie über den Hof ging, indes so, wie heute die welken kupferfarbenen Blätter niedersanken, fand sie es: buissons dépouillés.

«Was sagst du?» fragte Christine.

«Sagte ich etwas? Ach so, ein Vers ist mir eingefallen, den wir einst lernen mußten: l'automne, l'automne – erinnerst du dich, Christine?» Die Freundin faßte sie bei der Hand: «Du hast wieder einen deiner traurigen Tage, Anna. Komm, wir wollen ins Kino gehen, ich habe Geld.»

«Ach, ich danke dir. Aber sieh, ich möchte nicht. Ich weiß nicht, was ich möchte. Ich ärgere mich über mich. Ich ärgere mich, weil mein Leben nicht leichter und nicht schwerer ist. Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann gehe zu meinen Eltern und sage, ich hätte noch etwas zu tun, etwas zu be-

sorgen, irgendwo hinzugehen – sag irgend etwas, es ist mir gleich, ich kann nicht heimgehen jetzt.»

«Gib mir deine Mappe, ich nehme sie mit. Und wenn du an meiner Wohnung vorüberkommst beim Nachhausegehen, dann wirf ein Steinchen herauf, dann weiß ich – nun ja, sonst ängstige ich mich, du weißt ja, wie komisch ich bin.»

Die Gute, sie stand, ihr nachblickend, noch unter dem Tor, als Anna auf der Brücke sich umwandte und ihr zuwinkte.

Nun ging Anna raschen Schrittes durch die Anlagen, die das linke Flußufer säumten. Sie genoß das Wehen der herben, kühlen Luft und wurde fast fröhlich dabei. Sie straffte ihren Gang und hielt sich gerader; sie steckte die Hände in die Manteltaschen und blickte an den Vorübergehenden vorbei in das blätterlose Dorngesträuch am Wasserrand. Ein Liebespaar, Arm in Arm und lachend, begegnete ihr. Anna sah den beiden nach, und ihre Munterkeit verflog wie Rauch. Es hatte keinen Wert, sich gerade zu halten und zu lächeln, wenn man so allein war. Langsamer und plötzlich müde ging sie weiter. Ein Mann in einem Pelz begegnete ihr. Er blickte flüchtig auf sie und ging vorbei. Der Duft seiner Zigarette umwehte Annas Gesicht. Ein Arbeiter im blauen Kittel kam, lachte sie an und ging vorbei. Ein junger, dunkler Mensch in einem gelbkarierten Mantel sah ungeniert in Annas Gesicht, pfiff leise durch die Zähne, und Anna konnte hören, daß er stehenblieb und vielleicht ihr nach-

sah. Sie erkannte plötzlich, daß sie wünschte, er oder ein anderer, irgendeiner, möchte sie ansprechen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie einen solchen Gedanken gehabt. Sie schämte sich. Sie dachte: da gehe ich wie eine von «denen auf der Straße». Und doch war es süß, mit einmal zu spüren, daß man kein Kind mehr war, daß einem in den Augen ein wärmeres, dunkleres Feuer brannte, daß man Netze spinnen und werfen konnte. Sie hielt sich wieder gerade und lächelte, als sie in die Innenstadt einbog.

Es dämmerte bereits. Das unaufhörlich wechselnde Aufzucken und Erlöschen der grellfarbigen, in dunkeln Fenstern und in der Nässe des Pflasters sich vielfach spiegelnden Lichtreklame, der Lärm der Fahrzeuge, der Schimmer, der aus den Schaufenstern brach, das immerwährende Fluten der Menschen (man schwamm selbst fast willenlos in diesem Strom) – dies alles, das ihr früher Unbehagen, ja Pein verursacht hatte, es gefiel ihr nun übermäßig. Sie fand, daß sie es vorher nie begriffen hatte: nicht nur Einsamkeit, Kühle, Strenge und Maß waren gut; auch der Lärm, auch Schminke, auch Tanz und Verschwendung waren gut. Mit der eigensinnigen Übertreibung, mit der man gern das Alte und Vergangene dem Neuen gegenüber als völlig abgetan und unwert erklärt, behauptete sie in sich, daß diese bunte, rauschende Welt besser, hundertmal besser, überhaupt die einzig richtige war und daß ihre bisherige nonnenhafte Abge-

schiedenheit nichts als Mangel, nichts als Blindheit gewesen war. Ihre Hände wurden eiskalt vor Erregung.

An einer Straßenecke stieß sie mit jemand, der es eilig hatte, zusammen. Sie fühlte Pelz und Tuch, die Wärme einer Hand, die etwas in Brusthöhe trug; sie roch den Duft einer Zigarette; ein leichter Schwindel erfaßte sie. «Verzeihung», sagte eine Stimme, und Augen sahen sie dunkel an. Der Strom riß sie hinweg.

Nun begann Anna den Vorübergehenden ins Gesicht zu schauen. Sie fühlte plötzlich, daß sie etwas konnte, das sie nie vorher versucht, das niemand sie gelehrt hatte: sie konnte in ihren Blick einen Tropfen süßen Gifts träufeln, in ihren Augen ein verführerisches Feuerchen entzünden, ohne daß diese zuviel von ihrer grauen Festigkeit einbüßten. Sie bemerkte mit Genugtuung, daß viele Männerblicke ihr antworteten. Sie begriff (und dies schien ihr eine Erkenntnis zu sein, neben der jene hohe Freude, mit der sie einige Tage zuvor ihr plötzliches Begreifen eines späten Beethovenquartetts begrüßt hatte, ganz und gar verblaßte), daß die Sprache der Augen die zarteste und wildeste war und daß sie von allen verstanden werden konnte. Ihr schien, als habe man dieses zaubermächtige Idiom, das zwischen den Worten aller Sprachen wie Orchideenduft schwebte, mit List und Bosheit bisher vor ihr geheimgehalten.

Anna bemerkte bald Gradunterschiede darin,

wie die Männer das Sprechen und Verstehen dieser Sprache beherrschten. Sie beobachtete junge Anfänger, die leicht mit den Augenlidern zwinkerten, was ihrem Blick etwas ungemein Törichtes gab, besonders wenn sie dabei den Kopf schief neigten wie werbende Vogelmännchen. Manche, die älter waren und erfahren, zogen nur die Brauen höher, und die Lockung ihres Blutes verdunkelte ihre Augen. Manche starrten ihr mit unverhohlener Begierde geradezu ins Gesicht; meist waren es solche, die dicke Zigarren in den Mundwinkeln hängen hatten und schon über vierzig waren. Einige räusperten sich dabei, also wollten sie eine Rede halten. Manchen begannen die Augen heller und glänzender zu werden, als freuten sie sich über ein hübsches Bild; das waren meist Junge, Große und Blonde, Studenten oder auch Arbeiter. Viele verbargen Gefallen und Begehren hinter einem raschen, schiefen Blick, der gelangweilt wirken sollte, doch gleichwohl von Anna entlarvt wurde. Einige wenige aber (und diese begannen Anna besonders anzuziehen, worin sich die Richtung des spätern Zuges ihres Herzens vorverkündete) blickten ihr still in die Augen, und es war, als stellten sie die sehnsüchtige Frage: bist du es, die ich suche? Und so entdeckte Anna noch unzählige Spielarten der flüchtigen Lockung und Werbung; sie lernte sie zu scheiden und einzureihen, so wie man seltene, wohlriechende Kräuter von den gemeinen trennt und in gesonderte Gefäße stellt. Noch genoß sie